

Ach, hör mal, James Last!

Cool wie ein Cowboy: ein Vollblutmusiker sagt Adieu

Sein Gespür für den perfekten Klang, die perfekte musikalische Inszenierung hat ihn weltberühmt gemacht. Jetzt ist der große James Last auf Abschiedstournee. Dabei würde er am liebsten ewig weiter komponieren und arrangieren.

Von Tim Schleider

James Last hat gerade seine Autobiografie veröffentlicht. Sie heißt „Mein Leben“. Ganz vorn auf dem Schutzumschlag ist er abgebildet, in Schwarz, mit breitem Gürtel, einem ziemlich ausladenden schwarzen Cowboyhut und einem Gesicht, das seine 77 Jahre sehr selbstbewusst zum Ausdruck bringt. Es ist ein ungewöhnliches und ziemlich cooles Bild. Es gibt dazu natürlich eine Geschichte.

Aber die wollen wir erst später erzählen. Zunächst mal wollen wir berichten, was ganz hinten im Buchdeckel steckt: eine kleine CD. Auf ihr finden sich sozusagen zur Feier des Tages fünf musikalische Raritäten aus dem privaten James-Last-Archiv, die es so auf Platte noch nie zu hören gab. Und da ragt besonders Titel Nummer zwei hervor. Wer ihn aufmerksam hört, hat in fünf Minuten beispielhaft den kompletten James Last im Ohr. Die ganze Botschaft. Den perfektesten Pop-Orchestersound der Welt. Die Quintessenz von sechzig Jahren Musikerkarriere.

Los geht's mit einem leisen, zarten Intro der Flöten. Es folgt eine laute, scharfe, elektronisch verfremdete Fanfare der Trompeten. Dann ein bisschen buntes Vorgeplänkel, von dem man nicht recht weiß, wohin es führen soll. Aber Obacht: schon beginnt die Hauptmelodie. Die Bläser! Satt und doch ungemain klar setzen sie tief unten ein. Da haben wir es vor uns, das erste große James-Last-Geheimnis: Niemand sonst bringt die Bläser so zum Klingen wie er. Völlig präsent, zugleich gänzlich zurückgenommen, absolut lazy. Die Melodie selbst? Nun gut, nichts wirklich Besonderes; eine kleine Notenfolge in mehrfacher Wiederholung, auf der Tonleiter immer nur ein bisschen nach unten und nach oben gewirbelt. Aber dieses Arrangement – genial! Ein kleiner feiner Blick aufs Leben.

Seine Zuhörer fühlen sich wie auf einem fliegenden Teppich

Und weiter geht's: die Reprise überlässt Last ganz den Streichern. Womit wir schon beim zweiten großen Last-Geheimnis wären: seinen Streichern. Sein Markenzeichen. Irgendwie schafft er es, sie breit und doch zugleich klar klingen zu lassen. Die Melodieenden verzögert er gern ein bisschen; dadurch fühlt man sich als Zuhörer immer ein bisschen wie auf einem fliegenden Teppich. Kleiner Trick, große Wirkung. Doch schon geht's ab zum Finale. Da zeigt James Last dann, wozu ein großes Orchester gut ist.

Die komplette Band kommt zum Einsatz; er öffnet die schöne Wundertüte der swingenden Klänge, mit sehr viel Schlagzeug, dem großen Chor, dem ganzen Schmackes. Und spielt dazu im Hintergrund wieder kräftig an den elektronischen Reglern. Immer bestrebt,

einer Melodie zum möglichst perfekten Klang zu verhelfen. Das ist der Last-Sound. Nicht mehr und nicht weniger. Mit ihm wurde James Last zum bekanntesten und erfolgreichsten Bandleader der Welt. Nicht mehr und nicht weniger.

Ach, es wäre so einfach, an dieser Stelle die üblichen Stationen und Titel aufzuzählen, und dazu die Zahlen mit den vielen Nullen am Ende. Soundso viel Platten und CDs. Soundso viel Millionen Auflage. Soundso viel goldene Schallplatten. Soundso viel Livekonzerte überall auf der Welt, von Kanada über Südafrika bis nach China. Überall auf diesem Planeten spielen Radiostationen irgendwann am Tag irgendeinen Titel von ihm. Und die Leute denken schon nach den ersten Sekunden: Ach, hör mal, James Last! Nein, wir wollen lieber weiter von der Musik sprechen. James Last hat schon so unglaublich viel davon gemacht, dass man bestimmt nicht alles mögen muss: Volkslieder, Polkas, Märsche, Schlager, Choräle, ein bisschen Funk, ein bisschen Soul, Ouvertüren, Balladen, Schunkellieder, Schummerlieder. Wenn man böse sein will, kann man sagen: Massenproduktion. Konfektionsware vom Fließband.

Aber wenn man James-Last-Platten hört, kann man eigentlich gar nicht lange böse sein. Da ist nichts hingeschlurt, nichts ohne Sinn gesetzt. Das ist einfach glänzend gemachte Big-Band-Unterhaltung. Und so fragt man sich viel eher: Woher kommt diese unglaubliche Musikalität? Dieses Gespür für die richtigen Töne im manchmal ungewöhnten Takt? Der Grund von alledem liegt vermutlich in Bremen-Sebaldsbrück. Das ist ein Stadtteil der kleinen Leute. In den dreißiger Jahren wohnt hier Hans Last mit seinen Eltern und den fünf Geschwistern. Sein Vater arbeitet als Gasableser bei den Stadtwerken. Am Samstagabend aber wechselt er den Job. Dann zieht er mit dem Fahrrad los und spielt als Alleinunterhalter auf Festen aller Art. Das ist Knochenarbeit. Er macht sie, um ein paar Mark dazuzuverdienen – und weil sie ihn selig macht. Seine Instrumente sind Bando-neon und Schlagzeug. So geht es stundenlang querbeet durchs Repertoire, quer durch alle Genres. Und ab und zu schmuggelt der Alleinunterhalter eine kleine Eigenkomposition dazwischen. An solchen Abenden lernt der Sohn die ersten Tricks des Musikarrangierens. An solchen Abenden lernt er, das Vergnügen der anderen Menschen zu schätzen.

Siebzig Jahre später ist Last seinem Metier noch immer treu. Was könnte daran schlecht sein? Wenn die Hörer glücklich sind, dann ist er es auch.

Noch ein wichtiges Jahr: 1965. Da bringt der junge Last den Rhythmus und den Ton der Popmusik in den Big-Band-Sound. Aus London kommen gerade die aufregenden neuen Platten der Beatles nach Deutschland. Großes Kreischen unter den Teenies. Die Kollegen des renommierten NDR-Tanzorchesters, wo Hans Last groß geworden ist, rümpfen darüber die Nase. Für sie gibt es als einzig ernsthafte Musik neben der Klassik nur den Jazz. Last ist das zu wenig. Er produziert lieber eine Langspielplatte mit den Titeln der Hitparade, verbunden zu Medleys und unter-



Was für ein Unterhalter! James Last betört seit sechzig Jahren sein Publikum, wie hier bei einem Konzert vor ein paar Tagen in Hof.

Foto dpa

legt mit Partygeräuschen. Seine Plattenfirma Polydor findet für das Projekt einen englischen Titel: „Non Stop Dancing“. Und sie verpasst Hans Last einen international klingenden Vornamen: James.

Eigentlich ist das schon die ganze Geschichte. Seitdem wird Musik gemacht. Fast ohne Atempause. In den siebziger Jahren bis zu acht Platten pro Jahr. Ach, Last wird geradezu zum Symbol der siebziger Jahre. Lässt seine Haare schulterlang wachsen. Trägt auf der Bühne eng geschnittene Hemden mit sehr grellen Mustern. Sieht eben schon ein bisschen anders aus als Max Greger.

Das Symbol der siebziger Jahre will kein lebendes Fossil sein

Feiert nach seinen Konzerten wilde Partys mit viel Alkohol und massenhaft hübschen Frauen. Fernsehauftritte ohne Ende. Als 1972 der erste offizielle bundesdeutsch-sowjetische Kulturaustausch stattfindet, schicken die Russen die Leningrader Philharmonie nach Hamburg und die Deutschen Last nach Moskau. Das Moskauer Publikum tobt.

„Ach, nun lass mal die alten Schoten.“ So etwas hört man von James Last, wenn man ihn im persönlichen Gespräch allzu viel nach längst vergangenem fragt. „Die Musik geht weiter. Ich will nicht stehen bleiben.“ Er mag

sich nicht im Anekdotischen verlieren, und er will kein lebendes Fossil sein. Er möchte am liebsten immer weiter komponieren und arrangieren. In diesen Wochen ist er gerade wieder auf Tournee, zieht mit seinem Orchester durch die großen Hallen in Deutschland, Österreich und der Schweiz – angeblich zum letzten Mal. „Man muss realistisch sein: Die meisten meiner Fans sind ungefähr so alt wie ich.“ Das sagt er überaus liebevoll. Und fügt gleich hinzu: „Solang wir noch ordentlich feiern können, wollen wir das auch tun.“ Im Übrigen ist es auch nur die halbe Wahrheit.

Just die Jungen bescheren Last seit einigen Jahren eine veritable Renaissance. Die Hip-Hop-Gruppe Fettes Brot wollte mit ihm unbedingt einen gemeinsamen Titel aufnehmen. Xavier Naidoo, Jan Delay und der Jazztrompeter Till Brönner machen mit ihm Musik. Sie bewundern sein Gespür für das richtige Tempo, den perfekten Klang, die musikalische Inszenierung. Der Kinoregisseur Quentin Tarrantino hat seinen Film „Kill Bill“ mit Last-Musik unterlegt. In den Clubs und Lounges der Städte, wo ein junges, schickes Volk dem stillvollen Nichtstun frönt, klingen im Hintergrund gern einmal die alten Aufnahmen aus den Sechzigern und Siebzigern.

James Last, so jung wie schon lang nicht mehr. Und was meint der Meister selbst dazu? Der grinst. „Man muss nur alt genug

werden und immer bei der Stange bleiben. Dann wird man irgendwann Kult.“ Pardon, aber ein bisschen tiefer geht das doch. Womit wir wieder bei dem Bild auf dem Schutzumschlag wären und der Geschichte dazu. Der Holländer Anton Corbijn hat es geschossen. Dazu muss man wissen, dass Corbijn einer der wichtigsten Bildersammler der Popkultur ist. Seine Aufnahmen von David Bowie, Miles Davis, Dennis Hopper und dutzend anderen, seine Videos von Depeche Mode und U2 haben längst musealen Rang.

James Last erzählt, dass er ein bisschen Bammel vor dem Fototermin mit Corbijn hatte. „Aber dann erzählt der mir zur Begrüßung, dass seine Eltern früher alle meine Platten hatten, dass er mit meiner Musik groß geworden ist. Und dass es eine Ehre für ihn sei, mich zu fotografieren.“ Heraus kamen dabei Bilder ohne zusätzliches Licht, ohne Requisiten, ohne künstliche Posen. James Last quasi unplugged, im Alter von 77 Jahren, in schwarzen Klamotten, mit breitem Gürtel und breitem Hut. „Und das Tolle ist: ich erkenne mich auf den Bildern. Ich habe mich selbst nie entdeckt.“ Das ist er: cool.

■ James Last spielt mit seinem Orchester morgen um 19 Uhr in der Stuttgarter Schleyerhalle. Sein Buch „Mein Leben“ ist im Heyne-Verlag erschienen (414 Seiten, 20 Euro).

LIVE VOM VOLKSFEST

Teure Mandeln

Von Lisa Candior

Wenn ein Naturgesetz auf mich zutrifft, dann das, dass Studenten immer unter Geldmangel leiden. Jetzt bin ich nicht der Typ Frau, der dann, wie so viele meiner Mitstudenten, in irgendeiner Studentenkneipe kellnert oder der gerne Zeitungen austrägt. Es darf schon etwas ausgefallener sein. Wie dem auch sei: ich arbeite seit Jahren auf den Rummelplätzen dieser Welt als Gebrannte-Mandel-Verkäuferin.

Man erlebt als Gast einer solchen Veranstaltung ja schon einiges. Sozusagen hinter den Kulissen ist das aber noch bei Weitem extremer. Die letzten Tage habe ich auf dem Cannstatter Wasen gearbeitet. Der Tinnitus verabschiedet sich so langsam, meine Füße regenerieren sich, aber meine geschundene Seele und mein Herz werden mir wohl nie verzeihen, dass ich ihnen Derartiges antue.

Kunden auf Volksfesten! Ein Volk, das ich wirklich verabscheue. Gut, vielleicht nicht alle. Aber die meisten. Gut gelaunt stehe ich vor meinen sauber aufeinander getürmten Mandeltüten und höre von der Boxbude gegenüber zum 267. Mal die Worte: „Kommen Sie bitte näher, meine Damen und Herren! Ganz unverbindlich! Heute mit extrem volkstümlichen (!) Preisen“, als ein betagtes Ehepaar, hier stellvertretend für die ganze Gattung, auf mich zugeschlendert kommt.

Mein freundliches „Bitte schön?“ wird ignoriert. Gut, ich kann warten – ist noch nicht viel los. Nach etwa zehnminütiger Generalinspektion der Ware kommt dann die erste scharfsinnige Frage: „Gebrannte Haselnüss' henn' Sie koine?“ Nein, haben wir nicht, dafür haben wir Mandeln, Wiener Mandeln, Erdnüsse, Cashewnüsse, Sonnenblumenkerne, Kürbiskerne, Walnüsse und Herzen, Zuckerwatte, Haribozeug und Scho-kofrüchte. Tatsächlich keine Haselnüsse. Be-

daure. Daraufhin die nächste zu erwartende Frage: „Sie, saget Se mol, was isch'n dr Unterschied zwische Wiener Mandle ond gebrannde Mandle?“ Ich erkläre, was auch auf dem gut lesbaren Schild vor dem Ehepaar steht, dass die Wiener Mandeln eine dünnere Zuckerkruste hätten und deswegen weicher seien. „Wie jetzt? Do isch weniger Zucker dren, und trotzdem koschet die 50 Pfennig (!) mehr pro Päckle?“ Ich bleibe freundlich und weise daraufhin, dass Mandeln teurer seien als Zucker. Bei dünnerer Zuckerkruste sind also mehr Mandeln in der Hundert-Gramm-Tüte. Die Erklärung scheint, dem Gesichtsausdruck des Mannes nach zu urteilen, vollkommen unlogisch. Nun gut. Ist ja nicht das erste Mal, dass ich diese Fragen beantworte.

Das Ehepaar berät sich weitere fünf Minuten und kommt dann schließlich zum Entschluss, ein Hundert-Gramm-Päckchen nehmen zu wollen. Ich lege das Päckchen auf die Theke und bitte um 2,50 Euro. Der Mann murmelt lautstark: „Als ob da wirklich hundert Gramm drin wärn!“ Ich: „Wie bitte?“ Ich fasse es nicht, werde langsam zickig und sage: „Soll ich Ihnen die drei Mandeln, die zu viel drin sind, wieder rauswiegen?“ Der Mann murmelt dieses Mal etwas tatsächlich Unverständliches und sagt: „Wisset Se was, gebbet Se mir die große Packung!“ Ich lege die kleine Tüte zurück, reiche die große Tüte mit 220 Gramm der Frau und bitte um fünf Euro. Der Mann daraufhin vollkommen entsetzt: „Was? I wollt doch net de ganze Stand kaufe. Früher hot des vielleicht fünf Mark koscht!“ Ich merke langsam, wie sich meine Hand verkrampft, lächle unter größter Anstrengung, nehme das Geld entgegen und wünsche noch einen schönen Tag.

Ich hasse sie! Ich hasse sie alle!

■ Die Autorin Lisa Candior, Jahrgang 1982, lebt in Heidelberg.

Der Hölle mit Humor begegnen

Süchtig: der Schauspieler Karl Maslo bringt seine Drogenkarriere auf die Bühne

Von Annika Müller

Der Blick aus seinen blauen Augen ist ruhig, der Händedruck fest, das Lachen gelassen. Da sitzt einer, der aufgeräumt hat mit sich und der Welt – und der dafür einen langen Weg gegangen ist. Der Schauspieler Karl Maslo hat alle Facetten des Lebens kennen gelernt. Er war erfolgreich auf der Bühne und vor der Kamera, erhielt den Theaterpreis der Stadt Hamburg, hat seine Arbeit und seine Freundin geliebt – und dann alles verloren, als ihm die Kontrolle entglitt.

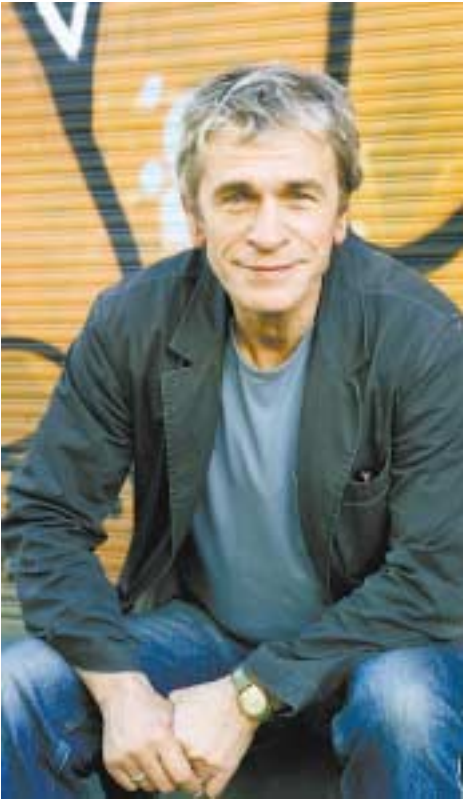
Maslo ist suchtkrank: Vom Alkoholiker und Spielsüchtigen wurde er zum Junkie, hat Crack, Kokain und „alles, was irgendwie dicht macht“, genommen. Trotz fürstlichen Gehalts war er schon früh hoch verschuldet. Zuletzt trieb er sich als Penner am Hamburger Hauptbahnhof herum. Vierzehn Entgiftungen hat er hinter sich, ebenso viele Rückfälle. Seit drei Jahren ist der 55-Jährige clean – und dafür jeden Tag aufs Neue dankbar. „Die Drogensucht ist eine richtig linke Krankheit“, sagt Maslo. „Man fährt in einem Auto ohne Bremsen immer schneller den Berg hinunter.“

Heute spricht aus seiner Haltung der Stolz, das nahezu Unmögliche geschafft zu haben. Die Ruhe, die er ausstrahlt, hat Maslo in einem Kloster gefunden. Zwanzig Wochen verbrachte er dort in Einsamkeit und Meditation. So tritt er nun als Mann voller Optimismus und Glauben an sich wieder auf die Bühne. Er spielt, was er ist: „Süchtig“. So heißt das autobiographische Solostück des Amerikaners Mark Lundholm. „Hey, das ist ja mein Leben“, sagte sich Maslo, als er das Stück sah, und beschloss: „Das kann ich besser spielen, zumindest authentischer.“

Er schrieb die Geschichte des Mark um in seine eigene. „Süchtig“ erzählt nun Maslos Leben: ein vom Alkohol geprägtes Elternhaus, übersteigerter jugendlicher Lebenshunger, der nach „mehr, mehr, mehr“ verlangen lässt, früher Erfolg, Sex und Ausschweifung,

schließlich Kampf und Scheitern eines Abhängigen. Maslo ist schonungslos mit sich selbst, aber nicht Mitleid heischend. Er zeigt die Grausamkeit der Sucht mit Ironie und entwaffnender Offenheit – und ist dabei hinreißend komisch. „Humor heilt“, sagt Maslo.

Mark hat viele Gesichter. Er ist der Verrückte, der Unnahbare, der Spaßmacher – je nach Gefühlslage und Promille im Blut. Er ist keine sympathische Figur, verschlagen und selbstverliebt, gefährlich und zerstörerisch.



Maslo, einst Penner und Junkie

Foto Ullstein

„Der Süchtige ist wie eine Handgranate. Er verletzt die, die ihm am nächsten stehen“, sagt Maslo alias Mark und zieht den Filzhut aus dem Gesicht. Ein gebrochener Süchtiger, der zu müde ist, um aufzuwachen.

Maslo zeigt den grotesken Wirbel in den Köpfen Drogenabhängiger, lässt die inneren Stimmen gegeneinander ankrakeelen. „Ein Unsüchtiger kann das nicht spielen“, sagt er. Maslo hingegen hat alles durchlebt, was er auf die Bühne bringt. Er hat wie Mark gesoffen, gespritzt, gekokst, geheult, gelitten und mit dem Selbstmord geliebäugelt, um schließlich doch noch einmal von vorne anzufangen.

Sein Beruf, sagt er, habe ihm das Leben gerettet. Denn spielen wollte er schon immer. Doch wenn er trank, fing er an zu lallen. Als er schon morgens betrunken zur Probe erschien, besetzte der Hamburger Starregisseur Dieter Wedel seine Rolle um, zehn Tage vor der Premiere. Auch beim Fernsehen wurde er immer öfter zum Vertrauensarzt zitiert. Er galt als Risiko für einen reibungslosen Drehablauf. Doch Maslo kokettierte noch immer mit seiner Sucht, die für ihn zum Image des Schauspielers gehörte. „Ich habe lange nicht begriffen, dass es um mein Leben geht.“ Als seine Karriere beendet und die Freundin weg war, begann er umzudenken.

Die Menschen, die er bei Entgiftungen oder auf der Straße traf, sieht er heute wieder, wenn er mit seinem Stück Suchtkliniken und Gefängnisse besucht. „Ich will ihnen zeigen, dass man aus dieser Scheiße herausgelangen kann, egal ob als Taxifahrer oder Schauspieler“, so Maslo. Er jedenfalls hat sein Comeback geschafft, steht mit Shakespeares „Was ihr wollt“ auf der Bühne und wird mit „In Tau gekleider“ im Sommer 2007 sein nächstes Soloprojekt präsentieren. „Ich muss keine Karriere mehr machen“, sagt Maslo. Aber das Spielen hält ihn am Leben.

■ „Süchtig“ ist am 9. und 10. November um 20.30 Uhr im Programm zum zehnjährigen Bestehen des Kulturwerks Stuttgart zu sehen.